

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Postgebühren vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauchaer Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 18698. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabenden).

Inserate kosten die 6gespaltene Beitzelle oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beilegen von Prospekten ist 3.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im Voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauchaer Str. 19/21, Postgebäude. Telefon: 2721.

## Tageskalender.

Bei der Verfolgung eines Fahrraddiebes wurde in der Sibontenstraße in Leipzig ein Schußmann erschossen.

Die reaktionäre Preßentele benutzte die Moabiter Nacht-Krawalle zu einer unverkämten Dege gegen die Sozialdemokratie.

Die Einigungsverhandlungen in der Metallindustrie wurden abermals, und zwar bis zum 3. Oktober, vertagt.

In Portugal greift die revolutionäre Bewegung immer weiter um sich.

Die Tagung der Internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz in Lugano wurde gestern geschlossen.

## Die Preisfechter der Hurrikanaille.

Leipzig, 29. September.

Zudersüße Brüderchen sind es, die jetzt in der bürgerlichen Presse ihr Wesen treiben. Die Kadavertiere in den nächtlichen Straßen Moabits, im Nordwesten Berlins, wo Charlottenburg und Berlin sich vereinigen, geben ihnen den ach! so heiß ersehnten Anlaß, die Sozialdemokratie als eine Bande mordlustiger und gleichgültig seliger Gesellen hinzustellen. Freilich leidet der Eindruck dieser bürgerlichen Entrüstungskampagne erheblich unter der Tatsache, daß so ausgewachsene Typen der politischen Halbwelt, wie Ehren-Olman von den Leipziger Neuesten Nachrichten, an dem bekanntlich immer noch der Vorwurf des Meines ist hängt, an ihrer Spitze marschieren. Daß hinter diesem Tambourmajor der kapitalistischen Ordnung der ganze literarische Janhagel der bürgerlichen Presse, von der Kreuzzeitung angefangen bis zu den Schmöck des Berliner Tageblatts, in seltem Schritt und Tritts einhermarschieren; diese Tatsache gibt erst zur Beurteilung der Moabiter Nacht-Krawalle den richtigen Standpunkt.

Die Arbeiter der Kohlenfirma Kupfer in Moabit sind wegen Lohndifferenzen in Streik getreten. Streikbrecher traten an die Stelle der Streikenden. Die Firma lehnt jede Verhandlung mit der Streikleitung ab. Die Aufklärung der Streikbrecher durch die Streikenden wird von der Polizei mit Gewalt verhindert. Die Kohlenwagen der Firma mit dem kostbaren Streikbrechermaterial werden auf allen ihren Fahrten eskortiert von einer Mannschaft von 4 Berittenen und 6—8 Schußleuten zu Fuß. Es

versteht sich, daß diese Maßregeln im höchsten Maße provozierend wirken müssen. Aber sie sind für organisierte Arbeiter eine gewohnte Sache. Sie wissen, daß die traurigen Elemente, die dem kämpfenden Proletariat in den Rücken fallen, von der herrschenden Klasse als „besonders wertvoll“ bezeichnet werden und sich daher des besonderen Schutzes durch die Staatsgewalt, durch Justiz wie Polizei, erfreuen. Sie wissen auch, daß die Streikbrecher eine größere Freiheit für Verbrechen haben, wie andre Menschen, und unvergessen ist noch der freche Hohnruf eines dieser mit Schießseilen und Schlagring bewaffneten Ehrenmänner: Wir Arbeitswilligen können ungestraft einen Menschen tötschlagen! Und auch die Moabiter Streikbrecher sind nicht nur mit Wissen der Polizei mit Revolvern ausgerüstet, sondern sie haben auch, wie urkundlich feststeht, in die Masse hineingeschossen. Aber trotzdem, oder gerade deshalb haben die organisierten Arbeiter sich stets jedes Gewalttats gegen Streikbrecher enthalten, und wo einmal wirklich die Empörung über die ehrlose Handlung des Streikbruchs dem einzelnen die ruhige Ueberlegung raubte, ist er stets von der Organisation aufs schärfste zurechtgewiesen worden. So auch jetzt in Moabit. Kein einziger der Streikenden hat sich an den Krawallen beteiligt. Die organisierten Arbeiter wissen nur zu gut, daß sie es bei den Streikbrechern in Großstädten häufig nur mit jenem Lumpenproletariat zu tun haben, das den menschlichen Abfallstoff der kapitalistischen Gesellschaftsordnung bildet, an dem Hopfen und Malz verloren ist. Und wenn die Polizei sich in eine Schutztruppe dieses Lumpenproletariats im Interesse des Kapitalismus verwandelt, so braucht man schließlich gegen diese Seilschneiter der Hochwohlthätigen nichts weiter zu sagen.

Soweit, so gut, oder auch, so schlecht. Aber die Sache geht weiter. Seit einer halben Woche finden allnächtlich in den dunklen Vorortstraßen Moabits wahre Straßen-schlachten zwischen der Polizei und dem von ihr durch die ausgelacht läppische Art des Streikbrecher-Schutzes alarmierten Straßenpöbels statt. Wo Polizei ist, da sammeln sich die Rombys, und da die Polizei in so dichten Massen allabendlich die Straßen Moabits besetzt, so ist es kein Wunder, daß sich die Zuhälter und Dirnen, die Tagelöhne und Verkommenen, kurzum die ganze süße Hurrikanaille Berlins, die man sonst zu den Straßendemonstrationen des Patriotismus, zu Wahlsparaden und Kaisergeburtstagsfeiern, als notwendige Staffage braucht, in Moabit ein Stelldichein geben, um dort die Polizei zu hänseln, Nadau und Krawall inszenieren und schließlich den nächtlichen Kummel zu Verbrechen und Diebstählen auszunutzen. Diese Natur des Krakeels muß auch ein so unverdächtig Zeuge wie der Polizeimajor Rau bestätigen, der einem Mitarbeiter des Berliner Tageblatts ausdrücklich erklärte:

„Uebrigens waren bei den späten nächtlichen Exzessen gestern nach meiner Ueberzeugung wirkliche Arbeiter oder Streikende wenig oder gar nicht beteiligt. Der Janhagel bildete wohl durchweg die Ansammlungen. Ein wirklicher Sturm auf die Reformationskirche hat auch nicht stattgefunden, namentlich ist keine Litr aufgesprängt. Im ganzen wurden sieben Bügenscheiben durch Steinwürfe zertrümmert.“

Wäre die Polizei wirklich ihrer Aufgabe gewachsen, so hätte sie diesen Krakeel im Keime ersticken können und müssen. Durch ihre „schneidige“ Methode der Gewalt aber hat sie glücklich das Gegenteil erreicht. Sie hat ein ganzes Stadtviertel in ein Kriegslager verwandelt, sie hat die Sicherheit der Bevölkerung, zu deren Schutz sie da ist, einfach aufgehoben und das Standrecht des Polizeirevolvers proklamiert. Es ist ein ganz unerhörter Skandal, daß die Polizei durch regelrechte Revolverfalschen durch die Straßen und gegen die Fenster und Balkone der Häuser, durch Revolvererschüsse in die Flure hinein und zu den Treppen hinauf Leben und Gesundheit der Bewohner bedroht und vernichtet. Dadurch hat man die tiefste Empörung auch in die Kreise hineingetragen, die sonst alles andre als polizeikollertig sind. Aus einem Kampfe der Polizei gegen die Hurrikanaille zugunsten lumpenproletarischer Streikbrecher ist ein Kampf gegen die friedliche Bevölkerung eines ganzen Stadtviertels geworden.

Und gerade das ist es, was die bürgerliche Presse brauchen kann. Nachdem sie sehen mußte, daß alle ihre Hoffnungsäden reißen, daß die Sozialdemokratie „trotz Magdeburg“ die Gegner schlägt, greift sie zu dem stärksten ihrer Rünste und bemüht sich, die Sozialdemokratie als die geheime Treiberin der Moabiter Krawalle zu kennzeichnen. Im echten Reichsverbandstil wird gelogen, die Zusammenstöße werden wahnsinnig übertrieben. Man läßt die Türen einer Kirche unter der Wut des Pöbels zusammenbrechen, das Innere wird demoliert — in Wahrheit sind 7 kleine Bügenscheiben eingeworfen! Man zählt die durch Steinwürfe und Revolvererschüsse verletzten Schußleute zu Dutzenden und Aberdutzenden! In Wahrheit sind drei ernsthaft verletzt. Die Zahl der Zivilpersonen aber, die durch Polizeisäbel und Revolver verletzt wurden, beläuft sich auf viele Hunderte. Und wild schreit es durch die Spalten der bürgerlichen Presse: Aufruhr! Bürgerkrieg! Belagerungszustand! Strolche und Sozialdemokraten ist eine besonders von der Brotwucherpresse beliebte Zusammenstellung. In der skrupellosen Manier sucht man der organisierten Arbeiterklasse die Verantwortung für diese Ereignisse aufzuhalsen. Und mit satanischer Berechnung geht man die Polizei zu immer brutalerem und gewalttätigerem Auftreten. Man weiß: der stupide Polizeisäbel kann keine Ordnung schaffen. Und man braucht auch keine Ordnung, man braucht den Krawall. Man hat die stille Hoffnung, daß sich die Arbeiter Berlins vielleicht doch provozieren lassen und dem Klein-

## Seuilleton.

### Das Heimweh.

Erzählung von Julius Moser.

Der Herbst kam und ging vorüber, Rotham hatte noch keine Nachricht aus Leimnitz erhalten. Die Zeit, wo Johannas Niederkunft erwartet werden konnte, war längst verstrichen. Gegen Weihnachten traf endlich ein Brief aus Gera ein. Er war schwarz versiegelt.

Der dortige Bürgermeister schrieb ihm: „Ihr Brief an den seligen Herrn Rittmeister von Thossensfeld ist bei mir, seinem Testamentsvollstrecker, abgegeben worden. Als solcher hielt ich mich für berechtigt, ihn zu eröffnen, so wie ich es mit dem von Dero Frau Gemahlin einige Tage zuvor angelangten Briefe getan hatte. Dero Erblasser war aber schon am ... Mai infolge eines sonst unbedeutenden Sturzes gestorben; er hatte eine fast übermächtige Sehnsucht nach seiner Tochter, so daß ihre Ankunft ihm zu gönnen gewesen wäre. Dero Frau Gemahlin ist aber bis dato hier nicht eingetroffen, werde aber nicht verfehlen, sofort davon Meldung zu tun, sobald die gnädige Frau hier präsent sein sollte, wie ich denn gar nicht zweifle, daß sie selbst einige Zeilen dazu schreiben wird. Vorläufig möchte ich eine Vollmacht auf Antritt und Uebernahme der Erbschaft, welche Euer Gnaden als Testamentsverben zusteht, für Dero Geschäftsfreund, wozu ich unorgreflich den hiesigen Gerichtsdirektor Schindler vorschlage, hierher einzusenden sei. Sonst zur besonderen Instruktion lege ich die von mir eröffneten Briefe von Dero Frau Gemahlin an Herrn Vater mit bei.“ Sein Auge hatte die Zeilen des Briefes verschlungen; er sah nach dem Datum des Briefes; der Testaments-

vollstrecker hatte sich mit seiner Nachricht Zeit genommen; Johanna hätte damals schon längst in Leimnitz sein müssen, wenn ihr unterwegs kein Unglück zugestoßen war. Mit dem Angstschrei: „Mein Kind!“ welcher ihm fast die Brust zersprengte, stürzte Rotham in die Arme seines alten, treuen Dieners, welcher das Briefpaket gebracht hatte.

Mit Mühe schleppte John den Besinnungslosen auf das Sofa. Nach einer Weile überfiel Rotham ein Frost, welcher alle seine Glieder schüttelte. Vergeblich warf John Betten und Teppiche auf ihn, vergeblich suchte er ihm Tee einzusüßen, das Zähneklappern und Händezittern hörte nicht auf. Um Mitternacht begann der Kranke zu glühen, das Nervenfieber war ausgebrochen. Kaum gelang es den herbeigerufenen Ärzten, mit heroischen Mitteln Rothams unbändige Natur zu brechen. Vielleicht retteten sie ihn vom Tode, sie hatten aber dabei auch seine Lebenskraft für immer gedämpft. Als er das Krankenbett wieder verlassen konnte und zum erstenmal am Fenster stand, prangten die Bäume vor dem Hause wieder im Schmucke des Laubes und der Blüten. Der Frühling war zurückgekommen, nur nicht für sein Herz.

Im Monate Juni war er soweit wieder hergestellt, daß er sich wieder um die Angelegenheiten seines Hauses kümmern konnte. Sein Entschluß war gefast. Mit einem Londoner Kaufmann, welcher seinen Sohn in Neuyork etablieren wollte, schloß er einen Kauf über die Häuser und Warenlager ab.

Mit den nötigen Kreditbriefen versehen, schiffte er sich nach Hamburg ein. Dort und überall auf den Straßen und Wegen suchte er Nachrichten über Johanna einzuziehen. Obwohl er keine Mühe und kein Geld scheute, sie auszuforschen, so hatte doch alles nicht den geringsten Erfolg. Vielleicht wäre er in jehiger Zeit bei geordneten Verhältnissen in Deutschland glücklicher gewesen. So kam er hoffnungslos und trübfinnig in Gera

an. Er hatte niemand bei sich als seinen John, welcher von allen, wie sein Herr auf den ersten Blick von niemand wiedererkannt wurde, so sehr hatte sich dieser verändert. Rotham bezog wieder sein altes Quartier im Deutschen Hause. Seine einzige Beschäftigung bestand darin, daß er sich zum Frühstück auf die Stelle an der Tafel setzte, welche früher so oft der alte Rittmeister eingenommen, und seinen Stuhl in das Loch stellte, welches dieser dort in die Diele getreten hatte, und dann, daß er ebenso, wie vor Jahren, einen Spaziergang um die Stadt und nach dem Mittagstische seinen Weg, wie früher, in das ererbte und verpachtete Gut machte.

Manchmal begleitete ihn dorthin der Kantor aus Gera, der alte Musiklehrer seiner Frau, welcher ihm auf dem alten Klaviere in dem ehemaligen Zimmer seiner Schwiegereltern die Lieblingslieder der Verstorbenen und darunter ihr Lied vom Heimweh vorspielte. Abends saß er gewöhnlich mit John, welcher nun ganz sein Freund geworden war, im Zimmer zusammen bei einer Tasse Tee und ließ sich von ihm die englische Zeitung vorlesen. Blickte sie ja einmal einen Posttag aus, so spielten sie mit dem einen oder andern eine Whistpartie.

Nichts machte die Zeit kürzer als Langeweile. So barock diese Behauptung klingt, doch ist sie wahr. Man gehe nur einige Wochen auf Reisen; wo man immer etwas Neues erleben muß und fast jede Stunde mit einer neuen Begebenheit füllt, und vergleiche dann einen gleichen Zeitraum, welchen man daheim in müßigem Hinschlendern zugebracht hat — die Wochen der Reise mit ihren Erinnerungen werden zu Jahren und die Jahre des Müßiggangs zu Sekunden zusammenrinnen. Der Jugend dehnt sich ein Jahr unendlich aus, dem Alter, welches keine frischen Eindrücke mehr in sich aufnimmt und verarbeitet, beginnt die Zeit immer schneller zu laufen.

(Fortsetzung folgt.)